



Dresdner Reden 2014

16. Februar 2014

Roger Willemsen

„Die Kultur des Engagements“

Eine Veranstaltungsreihe des Staatsschauspiels Dresden und der Sächsischen Zeitung.

Sächsische Zeitung

Was uns verbindet.

Dresdner Reden 2014 Die Dresdner Reden blicken auf eine über zwanzigjährige Geschichte zurück. In Kooperation mit der Sächsischen Zeitung laden wir jedes Frühjahr Persönlichkeiten aus Kunst, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft ein, auf der Bühne des Staatsschauspiels Dresden eine Rede zur Zeit zu halten.

Roger Willemsen Der Publizist und Fernsehjournalist Roger Willemsen arbeitete zunächst als Übersetzer, Herausgeber und Korrespondent, ehe er 1991 zum Fernsehen wechselte. Willemsen machte sich vor allem mit Interviewformaten wie „Willemsens Zeitgenossen“ und „Gipfeltreffen“ einen Namen. Darüber hinaus moderierte er zahlreiche Kulturveranstaltungen und Rundfunksendungen. Für seine Verdienste um die deutsche Fernsehlandschaft wurde er mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Bayerischen Fernsehpreis sowie dem Adolf-Grimme-Preis. Seit 2002 widmet sich Willemsen vor allem seiner literarischen Arbeit. Einer breiten Leserschaft wurde er mit seinen Büchern „Deutschlandreise“, „Der Knacks“ und „Momentum“ bekannt. Darüber hinaus ist Willemsen für zahlreiche Hilfsorganisationen tätig, u. a. für Terre des Femmes und die UN-Flüchtlingshilfe.

Dieses Manuskript ist das Transkript seiner mündlich gehaltenen Dresdner Rede vom 16. Februar 2014.

Roger Willemsen

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

von Robert Musil stammt der schöne Satz: „In Zeiten der Pleite bevorzugt die Seele das Jenseits.“ Und da wir uns seit Jahren in Zeiten der Pleite befinden, können wir uns fragen, ob wir nicht hier, so, wie wir zusammengekommen sind, eine Art Versammlung im Sinne des Jenseits' sind. Wir sind Vertreter der Kultur, Menschen, die vom Ventilieren von Ideen, vom Ausdruckhaften, vom ästhetischen Verstehen, vom Feinsinn, von den Abstufungen zwischen Gefühlen eine hohe Meinung haben. Wir sind tatsächlich die Vertreter einer gewissen Form von Transzendenz. Wir überschreiten uns. Sie haben an diesem Morgen so etwas wie Engagement bewiesen, indem Sie nämlich in dieses Haus gekommen sind. Ein Kulturtempel quasi, wo wir uns, wie die Urchristengemeinde bei herabgedimmtem Licht katakombenartig treffen. Irgendwann, wenn wir uns in den Straßen Dresdens wiedersehen, werden wir sagen: Ich war dabei. Wir sind also gewissermaßen diese Urchristengemeinde, die sich um einen Gedanken schart. Und Sie sind insofern tatsächlich Vertreter dieser Kultur, als dass Sie etwas bewiesen haben, was an der Wurzel aller kulturellen Tätigkeiten zu beobachten ist, nämlich eine gewisse Form der Selbstlosigkeit, die damit verbunden ist zu sagen: „Ich gebe jemandem das Recht zu reden. Ich habe keine andere Möglichkeit, auf diese Rede zu reagieren, als in meinem Gesicht ein Zeichen persönlicher Materialermüdung abzusondern. Wenn ich Glück habe, wird der Redner dann irgendwann wissen, dass er langweilt und aufhören soll.“ Sie sind heute Morgen aufgebrochen, haben diese Veranstaltung gewählt und sich darauf eingelassen, sich einem Gegenstand zu widmen, den jemand anderes Ihnen anträgt. Das ist die Großherzigkeit von Leserinnen und Lesern, von Menschen, die in Museen gehen, von Menschen, die sich in ein Theater setzen, um eine Opern- oder Theaterinszenierung anzusehen. Es ist die Bereitschaft, sich für etwas durchlässig zu machen, das aus der Fremde bzw. Ferne kommt, das Ihnen zum Teil vertraut und verständlich, zum Teil unvertraut und unverständlich ist. Sie alle zeigen eine Bereitschaft dafür, sich selbst als jene gemischten Individuen zu zeigen, die unter Umständen hier gefordert, überfordert oder unterfordert werden, die ein ganzes Paket an verschiedenen Emotionen aufbringen müssen. Darin zeigt sich etwas, das am Anfang aller Formen der Generosität, aller Formen des Engagements steht: Es ist nicht wichtig, dass Sie in erster Hinsicht Initiativen materiell unterstützen. Als Erstes ist es wichtig, dass Sie die Bereitschaft mit sich bringen, von der Fremde überhaupt Kenntnis zu nehmen, das heißt wahrzunehmen, was außerhalb von Ihnen selbst ist. Mit dieser Form der Großherzigkeit – nämlich der Bereitschaft, das Fremde als solches zu erkennen – werden Sie immer auch eine Antwort auf alles geben, was Rassismus oder Nationalismus heißt. Sie werden dann vielleicht das Vertraute im Fremden noch auffälliger finden als das Fremde selbst. Sie werden vielleicht am Ende einer solchen Veranstaltung an bestimmten Stellen, wo vorher Zentimetereinheiten waren, hinterher Millimetereinheiten haben. Sie werden vielleicht, wenn Sie jemals auf einer Straße einen dunklen, offensichtlich muslimisch gekleideten, in Hemdhose daherkommenden, finsternen Afghanan sehen, nicht denken, dass muss notwendigerweise ein Taliban sein, sondern vielleicht werden Sie in ihm einen Vater erkennen oder einen Fußballfan oder einen Steuerflüchtling. Also etwas, das Ihnen vertraut ist, etwas das gewissermaßen in der Fremde so etwas wie eine weiche Stelle öffnet. Durch diese Stelle können Sie hindurchgehen und die-

se Existenz in ihrem Anderssein als etwas eigenes, zumindest Befreundetes erkennen. Das ist eine kulturelle Anstrengung, die im Kern deshalb zur Kultur gehört, weil Kultur eben nicht aus den Büchern, Bildern oder Eintrittskarten besteht, die Sie kaufen können. Im Kern besteht Kultur aus etwas Immateriellen, nämlich dem, was die Rezeption, die Lektüre, das Zuschauen, das Zuhören aus uns allen macht. Das heißt, auf welche Weise sie unser Verhältnis untereinander verfeinert. Kultur ist im Kern: glauben, lieben, ahnen, hoffen, bitter werden, enttäuscht sein, trösten, altern – und damit umgehen können. Alle diese Fähigkeiten, die wir Kulturtechniken nennen, sind letztlich Formen, Einsamkeit zu überbrücken.

Und jetzt gehen Sie einen Schritt weiter. Ausgerechnet ein so gesellschaftlich engagierter Autor wie Bertolt Brecht sagt den abgründigen Satz: „Die Tatsache der menschlichen Einsamkeit macht Feindschaft zum unerreichbaren Ziel.“ Das heißt, niemals können zwei Menschen so sehr miteinander verfeindet sein, wie sie in einem überlegenen Sinne befreundet sind, weil sie kreatürlich nebeneinander stehen und kommunikative Brücken schließen müssen. Brücken, die sich aus der Kunst des Tröstens, Ahnens, Glaubens, also all der Dinge, die sich aus den verschiedenen Formen, sich zueinander zu verhalten, speisen. Um diese Art Einsamkeit zu überbrücken, wird eine Kommunikation hervorgebracht, die hochdifferenziert ist. Wenn wir genau diese Mischungsverhältnisse zwischen dem Dur und dem Moll in unseren Gefühlen, zwischen Anziehung und Abstoßung, wenn wir alle diese verschiedenen Gemengelagen, in denen sich unser Inneres entwickelt, zulassen, dann könnte es sein, dass wir einander besser erkennen, dass wir einander in dem, was uns traurig macht oder euphorisiert, genauer, schärfer und tiefer sehen. Man könnte sogar davon ausgehen, dass man so etwas wie den inneren Menschen erfinden kann und dass alle Kulturveranstaltungen dazu da sind, ihn zu erfinden, ihn auf Neuland zu bringen, ihn in nicht antizipierbare Situationen zu werfen. Das ist eine kulturelle Anstrengung. Sie hängt nicht damit zusammen, dass wir Waren unter uns zirkulieren lassen. Sie hängt damit zusammen, dass wir Erkenntnisse, Ideen, Ausdrucksvermögen untereinander zirkulieren lassen. In dieser Hinsicht, glaube ich, ist die Kultur tatsächlich im Kern immateriell.

Lassen Sie mich einige wenige Beispiele bringen, nur um das zu erhärten. Ich stehe in Afghanistan in einem Flüchtlingslager. Es ist zwanzig Grad unter null. Es ist der härteste Winter Afghanistans seit 20 Jahren. Ein kleiner Junge steht da, er hat eine Hand in der Weste, und er ruft mir aus der Ferne zu: „Hello Mister, what’s your matter?“ Und ich antworte ihn: „No matter.“ Woraufhin der Junge fragt: „So, what are you doing here?“ Ich sage nur: „Just visiting.“ Dann dreht er sich zu seinem Freund und sagt: „Look, first tourist.“ Und während ich merke, dass dieser kleine, vielleicht zehnjährige Junge gerne so etwas sein möchte wie cool, denn Coolsein hat sich in der Welt durchgesetzt, frage ich mich die ganze Zeit, was heißt diese Geste, die er macht? Ich frage die Leute irgendwann: „Warum stehen die coolen Kinder Afghanistans gerne mit einer Hand in der Jacke da?“ Mir wird erklärt, dass im Krieg die erwachsenen Männer an dieser Stelle ihre Schulterhalfter mit ihren Waffen hatten. Als Zeichen der Stärke legte man die Hand auf die Waffe. Die Kinder haben keine Waffe, aber sie haben gelernt, dass das eine Geste von Stärke ist. So hat sich bis in die gestische Geschichte hinein in diesem Land etwas durchgesetzt, was zur Kultur dieses Landes gehört und was jetzt der Ausdruck ist, der für uns den Begriff „cool“ verlangt. Wenn Sie in diesem Flüchtlingslager stehen und wissen, dass diese Menschen eine fünfundzwanzigjährige Kriegsgeschichte hinter sich haben und dieses Land bis unter die Graswurzeln zerbombt worden ist, dann fragen Sie sich, was machen

diese Menschen, die jetzt sagen müssen: Wozu nutzt man den Frieden? Etwas, das für uns so selbstverständlich ist. Aber was macht man mit Frieden? Wie amüsiert man sich? Wie tröstet man sich? Welche Geschichten erzählt man? Wie fängt man überhaupt ein Leben an nach dieser kompletten Zerstörung? Wenn Sie sich das fragen, dann werden Sie plötzlich unten im Tal von Kabul einen einzelnen Papierdrachen in den Himmel steigen sehen. Ein glanzloser, hellblauer Papierdrache, der in den hellblauen Winterhimmel aufsteigt. Umschwärmt von diesem einen kleinen Detail sagen Sie sich nur: „Gott sei Dank, irgendjemand macht etwas Sinnloses. Irgendjemand macht etwas Ornamentales. Irgendjemand macht etwas, dessen einzige Bedeutung das Spiel ist.“

Ich stehe auf der Bühne von Spielern. Wir wissen, dass es den *Homo ludens* gibt, der im Spiel eine eigene Form von Vernunft ausbildet. Wir wissen, dass es zu den größten Leistungen der Aufklärung gehört hat, nicht nur Rationalität zu entwickeln, sondern dass man auch gesagt hat, der vollständige Mensch ist ein Mensch, der neben dem Verstand etwas besitzt wie Vernunft. Vernunft, das heißt eine Intelligenz des Fühlens, des Vorausschauens, des Fantasierens, des Einbildens. Und da sind wir wieder bei der immateriellen Kultur, die uns im Kern und in unserem Verhalten zur Welt ausmacht. Wenn Sie dann diesen Drachen sehen, dann sagen Sie sich: Das ist wie eine einzelne humanitäre Leistung, die uns an etwas erinnert, was uns im Kern auch ausmacht, nämlich den Wunsch, etwas Schönes zu sehen, den Wunsch, etwas Sinnloses zu tun, etwas, das keinem Zweck folgt. All diese Dinge sind erheblich. Sie sind Kulturäußerungen. In Kabul existiert ein Zoo, in den dieser zerrüttete Staat investiert. Und in diesem Zoo gibt es einen kleinen Jungen, der seine Eltern verloren hat und der Ihnen die Geschichte jedes einzelnen Tieres erklären kann. Er kennt die Psychologie dieser manchmal hospitalistisch hin- und herschaukelnden Tiere besser, als er Menschen kennt. Sie erfahren, dass der Junge keine Familie mehr hat und dass er bei ungeliebten Onkeln und Tanten lebt. Dieser Zoo und seine Tiere ersetzen ihm alles. Wie fühlen Sie sich jetzt? Tieftraurig darüber, dass ein kleiner Junge nichts hat außer ein paar hospitalistisch gestörten, vom Krieg erschütterten Tieren? Oder wollen Sie nicht lieber heilfroh sein, dass der Junge wenigstens diese Tiere hat? Wenn Sie weiter gehen, kommen Sie zu einem alten Park, der bebaut wurde. Dort gibt es keine Krankenhäuser und häufig auch keine Kanalisation. Auch Strom gibt es nur in einem Drittel der Stadt. Wenn Sie das sehen, dann sind Sie trotzdem froh, dass dieser Park kultiviert wird. Dort gibt es Frauen und Männer, Jungen und Mädchen, die beieinander sitzen. Es gibt auch Liebespaare, und Sie sagen sich: „Gott sei Dank, gibt es das.“ Das ist immer noch eine Form von Kultur.

Ein letztes Beispiel sei genannt. Sie fahren irgendwo in die Berge und sitzen am Ufer eines Gebirgsbaches. Sie wollen eigentlich nichts weiter, als die Höhe des Himmels genießen und den Geschmack der Luft und vielleicht etwas vom Wasser schöpfen, das da kalt herunterrinnt. Plötzlich löst sich eine Eimerkette von Tellern aus dieser Felswand hinter Ihnen, und auf diesen Tellern, getragen von Jungen und Mädchen, finden Sie Trockenerbsen, Rosinen, Pistazien und Nüsse. Diese Eimerkette findet ihren Weg bis an den Stein, auf dem Sie mit den wenigen afghanischen Freunden lagern, die mit Ihnen unterwegs sind. Sie fragen: „Was macht ihr?“ Und die Kinder antworten: „Wir bringen euer Picknick.“ Worauf Sie erwidern: „Woher wisst ihr, dass wir ein Picknick machen wollen?“ Und die Kinder sagen: „Der Dorfälteste hat es gesagt.“ Sie werden diesen Dorfältesten nie kennen lernen. Sie werden ihm nicht danken können, denn das fände er auch anstößig. Er fände nicht, dass man ihm dafür danken muss. Er versteht das, was wir ein wenig flachwurzeln Gastfreundschaft nennen, als seine Aufga-

be. Während wir auf seinem Territorium sind, ist es seine Verpflichtung, für zwei Dinge zu sorgen: Für Sicherheit, denn unsere physische Unversehrtheit ist sein Auftrag, und zweitens für unsere Ernährung. Das ist sein Verständnis von Kultur. Und ich bin in diesem Augenblick vor diesem Begriff von Kultur blamiert, weil ich mir vorstelle, wie würde ich ihn hier behandelt sehen? Wie würde er hier aufgenommen? Welches Verständnis von dem, was wir Gastfreundschaft nennen, kultivieren wir eigentlich? Wenn ich dann in einer Runde sitze und irgendjemand sagt „Das sind halt diese archaischen Kulturen“, dann empfinde ich das als obzönen Ausdruck im Zusammenhang mit einer Kultur, die immateriell so viel zu geben hat.

Ich mache einen Sprung. Ich sitze in der Sahara, am Rande der Sahelzone in Timbuktu. Es ist sehr heiß. Es gibt in dieser Stadt, die ganz aus Sand errichtet ist, die schönsten Moscheen. Es gibt fast keine Farben. Man hungert dort. Die einzige Farbe, die Sie sehen, ist Indigo. Da sind die Tuareg, die dort ihre Karawanen organisieren und mit leuchtenden Gewändern durch die Gassen ziehen. Timbuktu ist die älteste Universitätsstadt des Kontinents gewesen. Es ist ein rätselhafter, grandioser Ort. Sie merken die Veränderung der Natur. Die Stärke des Windes wird diesen Ort irgendwann dem Erdboden gleich machen. Der Wüstensand schmirgelt die Flächen ab. Was ehemals gezackt war, hat plötzlich Kanneluren, was kantig war, ist bauchig geworden. Sie können die Zeit voraussehen, in der sich die Wüste diesen Ort wiederholen wird. Der einzige Gegenstand, der diese Stadt überleben wird, ist eine bronzene Tafel, auf der Sie die Worte finden: „Dieses Haus besuchte im Jahr 1956 Heinrich Lübke.“ Und Sie sagen sich, das hat Timbuktu nicht verdient. Aber das ist das Kulturdenkmal, das wir dort hinterlassen haben. Ich sitze also am Rande dieser Wüste. Einen Tuareg, der offenbar seine Karawane organisiert, denn ich sehe die bepackten Kamele hinter uns, frage ich, nachdem er mich eingeladen hat, Tee mit ihm zu trinken: „Wo gehen Sie hin?“ Und er antwortet: „In meine Oase.“ Ich sage: „Wie lange werden Sie unterwegs sein?“ Und er erwidert: „Drei, vier Wochen.“ Ich frage ihn: „Wen finden Sie vor in Ihrer Oase?“ Er antwortet: „Meine vier Frauen.“ Ich frage ihn: „Was machen Sie abends?“ Und er sagt: „Wir erzählen uns Geschichten.“ Und ich sehe vor meinem inneren Auge den *Horror vacui* im Gesicht eines deutschen Ehemanns, der seiner einen Ehefrau jeden Abend Geschichten erzählen soll, der am zweiten Tag keine Geschichte mehr hat und am vierten keine Ehefrau mehr. Ich bewundere diesen Tuareg für etwas, was wir so kalt Kulturtechnik nennen. Es ist aber sehr viel mehr, es ist die Fähigkeit, Einsamkeit zu überbrücken. Auch das ist eine Form von immaterieller Kultur. Diese Kultur hängt mit der Beteiligung und dem Engagement deshalb so zusammen, weil sie zu jedem Zeitpunkt geeignet ist, die Durchlässigkeit des Gegenübers zu suchen. Die Durchlässigkeit für Empathie, die Durchlässigkeit für eine gute Geschichte, eine Geschichte, die nicht meine eigene ist, sondern an die ich mich assimiliere. Wer wären wir alle, wenn wir nicht diese Manifestationen von Fremde hätten? Was wüssten wir über die Schlachthöfe von Chicago aus den 10er Jahren, wenn es nicht Upton Sinclair und seinen Roman „Der Dschungel“ gäbe? Was wüssten wir über die Rituale der Hoffräuleins aus dem China des dreizehnten, vierzehnten Jahrhunderts, wenn es keinen Roman gäbe, der „Kin Ping Meh“ hieße? Was wüssten wir über die Faulpelze Russlands, wenn wir „Oblomow“ nie gelesen hätten? Was wüssten wir, wären wir jemals Frau gewesen oder Mann oder Muslim oder alt oder jung, schlicht im Kopf oder Frauenmörder? Wir sind alle diese Dinge aus dem einzigen Grund gewesen: Wir haben die Fähigkeit mitgebracht, uns zu assimilieren, uns in etwas anderes zu verwandeln. Das heißt auch, von uns selbst weg zu gelangen in ein Anderes hinein. Diese Fähigkeit, emphatisch zu sein, mitzuempfinden, Strecken mitzugehen, zu

fragen: In welches Bett steigt mein Briefträger eigentlich abends? Wo landet mein Taxifahrer, wenn er nach Hause fährt?

Ich bin vor kurzem nachts in Hamburg mit einem Taxifahrer gefahren, der sehr muslimisch, sehr vollbärtig, sehr finster aussah – eine verdüsterte Existenz. Ich habe mich hinten in den Wagen gesetzt, und weil ich mich viel mit Afghanistan befasst habe, hab' ich ihn sinngemäß gefragt: „Kommt es eigentlich vor, dass es Menschen bei der Betrachtung des Fahrers vorziehen, diesen Wagen wieder zu verlassen?“ Daraufhin antwortete er: „In der Tat, das kommt vor. Am schlimmsten sind aber die, die so viel Angst haben, dass sie den Wagen nicht mehr verlassen.“ Ich fragte ihn: „Tatsächlich? So was kommt vor? Erzählen Sie!“ Er erzählte: „Vor einigen Tagen ist mir Folgendes passiert. Ein Mann stieg in den Wagen, sah mich und bekam furchtbare Angst vor mir. Ich hab' es gleich gemerkt. Er hat sich hinter mich gesetzt und nur den Ort genannt, wo er hin will in Hamburg. Dann bin ich losgefahren. An dem Tag machte ich mir viele Sorgen um mein Zuhause, und die Nachrichten waren auch nicht gut. Ich war schon lange gefahren, und wissen Sie, ich hab' ihn einfach vergessen. Ich war noch eine Zeit lang unterwegs. Als ich müde wurde, fuhr ich nach Hause. In der Tiefgarage drehte ich mich um, und da saß dieser schockgefrorene Mann, der sich sicherlich dachte, dass die Al Quaida jetzt in Poppenbüttel ist.“ Ich merkte plötzlich, wie die Geschichte dieses Mannes auch zu meiner Geschichte wurde. Das heißt, ich konnte plötzlich diese Geschichte weiterverfolgen und hatte das Gefühl, in einen ganzen Erzählverlauf eingelassen zu werden. Das heißt, in diesem Augenblick ist das Weiterdenken von Geschichten, ist das Erweitern unseres Wahrnehmungsraums um Gegenstände, um Horizonte, um Fakten – also all das, was wir faktisch in der Welt feststellen und zu mehr machen können – die Voraussetzung dafür, dass wir ein emphatisches Verhältnis zu dieser Welt unterhalten. Und damit Sie nicht denken, dass sei eine Funktion, die doch ganz selbstverständlich uns allen gegeben sei, möchte ich diese Anekdote hinzusetzen. Es ist Jahre her, da bin ich von Dresden nach Hamburg geflogen. Damals habe ich einen bösen Satz über Heidi Klum geschrieben, der mit den Worten endete: „Mit einem Wort, wie der Dichter sagen würde, man möchte sechs Sorten Scheiße aus ihr rausprügeln.“ Die Bildzeitung isolierte diesen Satz und machte zwei Tage später daraus eine große Überschrift. Ich saß, wie gesagt, in einem Flugzeug von Dresden nach Hamburg, als diese Bildzeitung kursierte. Ich dachte, jetzt kannst du den Alltagstest machen, wie schlimm das ist, was du da gesagt hast. Nach der Landung kam der Pilot aus dem Cockpit und sagte: „Herr Willemsen, ich wollte Ihnen nur im Namen meiner Crew *Danke* sagen!“ Das ist wirklich wahr. Die Reisenden hinter mir sagten nur: „Von uns auch, von uns auch!“ Das war eine komplizenschaftliche Solidargemeinschaft. Nicht, dass ich das richtig finde, was ich da gesagt habe, aber eigentlich doch.

Vor Jahren fliege ich von Hamburg nach Frankfurt. Es sind etwa 45 Menschen in diesem Flugzeug. Wir haben uns alle mal in die Augen geguckt, bevor wir an Bord gegangen sind. Die Maschine ist, wie Sie merken, halb leer. Es gibt irgendwann eine Nervosität bei der Stewardess, wie man sie bei Stewardessen nicht haben sollte. Sie setzt jemanden um, fragt: „Ist ein Arzt an Bord?“ Es kommt irgendjemand von der Economy Class in die Business Class, daran merke ich, der Fall muss ernst sein. Irgendwann im Verlaufe dieses Fluges ist unüberhörbar, dass eine Frau an Bord gestorben ist, die nun nach hinten gebracht und zugedeckt wird. Der Mann neben mir beugt sich zu seinem Nachbarn und sagt: „Da haben wir ja Glück. Jetzt kommen wir endlich mal pünktlich nach Frankfurt.“ Und diese Haltung, das sehe ich jetzt auch Ihrer

Reaktion an, ist barbarisch, und zwar deshalb, weil ihr jede Form von Empathie fehlt. Das heißt, dass wir gemeinsam auf deren letzte Reise gegangen sind und dass wir alle miteinander zumindest lose miteinander verbunden sind, das ist alles, was ich an Einfühlung einbringe. Das wäre ein Gegenbeispiel zu dem, was ich Ihnen aus den anderen Fällen der sogenannten immateriellen Kultur und ihren Brückenschlägen gesagt habe. Das alles macht es notwendig, zunächst einmal von so etwas wie Empathie als Voraussetzung für Engagement zu sprechen. Nur in dem Augenblick, wo ich Ihr Leben wie etwas Eigenes behandeln kann, wo ich mich in die Simulationsräume Ihrer Psychologie, Ihres täglichen Handelns einfühlen kann, nur wo ich das tue, werde ich Sie als etwas Schützenswertes sehen, werde ich etwas in Ihnen schön interpretiert finden. Ich werde zum Beispiel ganz einfach wünschen, dass es nicht zerstört werden möge, sondern dass es zu erhalten sei, dass es steigerbar sei, dass es sich entfalten könne. Alle diese Dinge wären genuine Funktionen meines Verständnisses von Humanität. Ich glaube, dass wir alle, die wir hier sitzen, dass wir alle eine Form von moralischem Verhalten haben, auch wenn wir es nicht moralisch nennen mögen. Die Moral hat einen schlechten Ruf, aber auf der anderen Seite sind wir permanent geneigt, in Gut und Böse zu denken, in Anziehung und Abstoßung, in Ja-Nein-Impulsen, Lust und Unlust. Alle diese Verhalten sind weitläufig moralisch. Ich glaube, dass alle von uns, wenn wir nachdenken, Ursituationen finden werden, in denen dieses Moralische in uns sich erstmalig herausgebildet hat oder einen ersten Impuls, einen ersten Reflex abgesondert hat.

Ich gebe Ihnen ein Beispiel aus meinem Leben. Ich bitte gleich um Entschuldigung dafür, dass ich ein pathetisches Beispiel gewählt habe. Ich bin befangen in dieser Geschichte, die auch zu meinen Gunsten ausgeht, was daran liegt, dass ich parteiisch bin. Aber ich glaube, sie macht trotzdem deutlich, was ich meine. Ich bin vor mehreren Jahrzehnten ein paar Monate in Manila/Philippinen gewesen. Dort wohnte ich, weil ich es mir nicht anders leisten konnte, in einem schlechten, wirklich miesen kleinen Hotel, in einem Distrikt, der hieß Mabini Strip. Der Mabini Strip ist so etwas wie die Rotlichtzone. Es war eine Zeit, in der es ziemlich gefährlich zugeht in Manila, und ich fühlte mich auch nicht besonders sicher dort. Ich ging abends auf die Straße. Es war etwa 23:00 Uhr. Es kam ein kleiner Junge auf mich zu und sagte als ersten Satz: „Ich bin elf Jahre alt. Ein Junge in meinem Alter sollte jetzt schon im Bett sein. Ich bin um zwei Uhr noch nicht mal zuhause.“ Der Junge imponierte mir. Er hatte einen hölzernen Kasten auf seinem Arm. In dem Kasten waren einzelne Zigaretten. Er verkaufte einzelne Zigaretten. Wenn er Glück hatte, konnte er in einer Nacht fünfzig Cent verdienen. Ich rauchte nicht und wollte ihm kein Almosen geben. Also fragte ich ihn, ob er Lust hätte, mit mir essen zu gehen. Ich dachte, dieser Junge wird mir etwas aus der Perspektive eines Straßenkindes aus Manila sagen können. Der kleine Michael ging mit mir essen. Ich war vollkommen unempfindlich gegenüber den Blicken, die mich damals trafen, weil ich sie gar nicht begriff. Blicke, die einen hochgewachsenen, weißen Touristen an der Seite eines kleinen philippinischen Jungen sehen, sind selten unschuldig. Aber ich wusste zu dem Zeitpunkt überhaupt nicht, in welchem Vorstellungsbereich ich erschien. Stattdessen bot ich dem kleinen Michael an, jetzt jeden Abend mit ihm essen zu gehen. Ich fand diesen Jungen hinreißend, seine Erzählungen waren grandios, und er brachte manchmal einen kleinen Freund mit, und dann erzählten sie mir etwas aus dem Leben der Philippinos, die ich niemals so hätte sehen können, wie unter der Perspektive dieser beiden Kinder. An einem dieser Abende erzählte er mir eine Geschichte von einem offenbar neurotischen Gecko. Sie wissen, dass

Geckos normalerweise nachtaktiv sind, dieser Gecko aber war neurotisch. Er war tagaktiv und turnte bei helllichem Tageslicht irgendwo an einer Palme herum, was er nicht tun sollte, denn die Sonnenstrahlen trafen ihn irgendwann direkt in sein Facettenauge. Der Gecko wurde geblendet und stürzte unter die Palme direkt auf den nackten Bauch des dort schlafenden Philippinos. Nun müssen Sie wissen, dass eine anatomische Besonderheit des Geckos ist, dass er auf der menschlichen Haut nicht laufen kann. Er kann überall laufen, aber nicht auf der menschlichen Haut. Er krallt sich dort sofort ein und kann nicht mehr loslassen. Der Gecko verkralte sich also in den Bauch des Philippinos, der hoch schreckte. Der Philippino hatte im Grunde nur drei Möglichkeiten. Erstens: Er reißt sich den Gecko vom Bauch. Wenn er das täte, würde er aber auch Teile der Bauchdecke abreißen, deswegen entscheidet sich der schlagfertige Philippino, es nicht zu tun. Eine zweite Möglichkeit wäre es, den Gecko zu enthaupten. Dann würde er jedoch das Blut des Geckos auf dem eigenen Bauch verspritzen, was aber gläubischen Menschen als unglücksbringend gilt. Also entscheidet er sich für die letzte Lösung: Er hungert den Gecko aus. Er lebt in den nächsten Wochen mit dem Gecko auf dem Bauch. Der Philippino schläft auch nur noch auf dem Rücken und hebt morgens die Decke, um zu schauen, ob der Gecko noch da ist. Es dauerte etwa drei Wochen, bis der Gecko dann endlich aufgab, seine Krallen einfuhr und tot zu Boden fiel. Danach konnte der Philippino wieder weiter leben wie bisher. Diese Geschichte erzählte mir der kleine Junge, und ich hörte ihm mit großem Interesse zu, als plötzlich eine alte Frauenhand in unseren Luftraum eindrang. Sie gehörte einer Bettlerin. Die Hand war schrundig, und man merkte gleich, dass es eine sehr alte und sehr arme Frau war, die in Fetzen daherkam. Sie kam an den Tisch, und weil der kleine Michael gerade in seiner Erzählung begriffen war, machte ich eine Geste und sage: „Nein, nein, nicht jetzt.“ Als der Junge die Geschichte zu Ende erzählt hatte, ging er an seinen hölzernen Kasten, nahm eine Münze heraus und rannte hinter der Frau her, gab ihr die Münze und sagte anschließend, an den Tisch zu mir zurückgekehrt: „Entschuldige, aber die hat's wirklich nötig.“ So pathetisch das ist, ich habe niemals wieder diese Geste gemacht. Ich habe niemals wieder, auf einem Bahnhof stehend, wenn ein Obdachlosenverkäufer mit einer Zeitung auf mich zu kam, gesagt: „Ich erlaube mir, einen Mensch nicht mal zur Kenntnis zu nehmen, bevor ich entscheide, ob ich ein Almosen gebe oder nicht.“ Diese Grundvoraussetzung des Wahrnehmens, des Erkennens überhaupt, ist es, die ich mir, in diesem Augenblick schuldig bin. Daher kann ich sagen, dass sich diese Geschichte, gewissermaßen eine Ursituation moralischer Bewertung, so in mir verankert hat, dass sie bis zum jetzigen Augenblick weiter existiert. Das tut sie auch deshalb, weil es am Ende nicht darauf hinauslaufen wird, ein Know-How, sondern ein Know-Why zu entwickeln. Das heißt auch, die Begründungszusammenhänge dieses Lebens der Bettlerin mitzuerkennen. Das heißt auch, etwas nicht nur wie eine Information aufzunehmen (blind, arm, alt, gebrechlich, unfähig), sondern sie in etwas zu übersetzen, das Erfahrung sein könnte. Marcel Proust hat diesen Unterschied zwischen dem Erleben und dem Erfahren gemacht. Erleben heißt: alltagspraktische Orientierung. Erleben, das ist, wie Friedrich Hebbel einmal gesagt hat: „Es gibt Menschen, die stehen vor dem Meer und sehen nur die Schiffe, die darauf fahren, und auf den Schiffen nur die Ware, die sie geladen haben.“ Das heißt, dieser Blick wirft alles heraus. Er ist zentripetal, er wirft alles heraus, was nicht Warencharakter hat. Er hat keine Empfindung für die Schönheit des Himmels, für das Schreien der Möwen, den Salzgeschmack auf den Lippen. Er hört den Wind nicht, er sieht die Takelage nicht, wie sie sich bäumt. All das wirft er heraus, alles was ästhetisch ist, wirft er raus. Dieser Blick hat Materialcharakter. Das ist etwas, was dem Erleben vielleicht gehören kann, aber nicht der

Erfahrung. Die Erfahrung ist etwas persönlich Assimiliertes. Sie ist etwas, was auf dem Wege der Identifikation in unser Leben kommt. Erfahrung wird zur Voraussetzung, um Engagement zeigen zu können. Lassen Sie mich ein sentimentales Beispiel zitieren, das der Poetologe Roger Caillois gewählt hat, um den Unterschied zu verdeutlichen: Da sitzt ein Bettler auf einer Brücke. Er hat einen Hut vor sich. Vor dem Hut steht ein Schild. Auf dem Schild steht: „Blind“. Der Mann hat eine Binde um den Arm mit drei orangenen Punkten. Die Menschen gehen vorbei. Niemand wirft etwas in diesen Hut. Nach einiger Zeit ergreift er das Hosenbein von einem, der auch vorbeigeht, ohne ihm etwas zu geben, und fragt: „Warum gibst du mir nichts?“ Und der antwortet: „Ich bin ein Dichter. Ich habe selbst nichts.“ Dann bleibt er stehen, überlegt einen Augenblick und sagt: „Ah, Moment. Ich kann dir vielleicht etwas geben, was mehr wert ist, als alles Geld, was ich dir hier hineinwerfen könnte.“ Er nimmt das Schild hoch, dreht es um und schreibt etwas auf die Rückseite. Er setzt das Schild wieder ab und wartet. Es dauert wenige Minuten, und die Menschen fangen an, Geld in diesen Hut zu werfen. Irgendwann sagt der Blinde: „Bitte, sag’ mir, was hast du auf dieses Schild geschrieben.“ Und der Mann nimmt das Schild hoch und sagt: „Hier steht: Der Frühling wird kommen, aber ich werde ihn nicht sehen.“ Das Evidente an diesem Beispiel ist, dass das erste eine Informationsvermittlung ist (Blind). Die schafft eine Situation, aus der Sie sich sofort herausbewegen können. Sie erblinden nicht, wenn Sie „Blind“ gelesen haben, aber Sie erblinden in dem Augenblick, wo jemand Ihnen sagt: „Der Frühling wird kommen, aber ich werde ihn nicht sehen.“ Sie werden angefasst von diesem Satz, Sie selbst werden verändert in diesem Augenblick. Sie werden in eine Erfahrung gezwungen, sie wird Ihnen aufgedrängt. In dieser Form der Evidenz, die die Erfahrung der Blindheit bekommt, also eigentlich in einem Akt der Assimilation, der Voraussetzung für Ihr Engagement werden kann, ist tatsächlich so etwas wie Erfahrung herzustellen, die Voraussetzung dafür, dass Sie etwas wie Engagement, tätige Mithilfe, Caritas, Fürsorge zeigen können. Auch jene Selbstlosigkeit, die Ihnen erlaubt, die Brücke zu begehen, die vom einen zum anderen führt. Die Notwendigkeit, das zu tun, ist letztlich etwas, was diese gesamte Gesellschaft als ein zumindest potenziell solidarisches Kollektiv zusammenhält. Es wird immer wieder notwendig sein, die Erfahrbarkeit von Dingen zu betonen und sie dadurch als eine Vorlage für unser praktisches Handeln, für unser Engagement zu deuten.

Ich gebe Ihnen ein anderes Beispiel, eines, das mich sehr beeindruckt hat und das auch aus der Welt der Kultur kommt. Ich verdanke diesen Fall Peter Ustinov. Peter Ustinov hat neben den vielen Dingen, die er gemacht hat, auch drei Dokumentarfilme gedreht. Der zweite dieser Dokumentarfilme war ein Film über Indira Gandhi. Ustinov begleitete Indira Gandhi etwa ein Jahr lang. Er sah sie auf Marktplätzen auftreten, sie wurde Premierministerin, und er sah sie in Wahlkämpfen und in privaten Situationen. Aber er wartete auf ein großes Interview mit ihr, das den Film zusammenbinden sollte. Im Dokumentarfilm macht man das häufig, da man diese sogenannten O-Töne unter die Bilder schneiden kann. Die Szene, in der dieses Interview geführt werden sollte, sah vor der Kamera folgendermaßen aus: Sie sehen Peter Ustinov. In meiner Erinnerung trägt er einen hellen Anzug. Sie sehen ihn in einer Art Säulenhalle stehen, und er richtet sich direkt an sein Publikum, das er hinter der Kamera vermutet, und er sagt: „Meine Damen und Herren, ich stehe im Garten von Indira Gandhi. Es sind Vögel in den Bäumen. Es stehen Wachen in den Arkaden. Alles ist ganz friedlich. Gleich werde ich die Premierministerin treffen, und ich werde mit ihr all das besprechen, was sich in diesem Jahr in mir angesammelt hat.“ Plötzlich hört man im Hintergrund Geräusche. Die Geräusche werden relativ laut, so dass er sie kommentieren muss, und er sagt: „Ich höre hinten

Geräusche. Irgendetwas scheint aus der Ordnung gefallen zu sein. Ich glaube nicht, dass es etwas Dramatisches ist.“ Die Kamera blendet ab. Sie haben plötzlich Schwarzbild. Die Kamera blendet wieder auf. Peter Ustinov steht an exakt dieser Stelle, er trägt exakt diesen Anzug. Er sagt: „Ich muss Ihnen gestehen, als ich eben sagte, es wird nichts Dramatisches passiert sein, habe ich mir selbst nicht geglaubt. Die Vögel sind noch in den Bäumen, aber die Wachen stehen nicht mehr unter den Arkaden. Auf Indira Ghandi ist soeben geschossen worden.“ Und dann setzt er seine Erzählung fort. Es wissen nur wenige, dass Indira Ghandi erschossen wurde, als sie auf dem Weg zum Interview mit Peter Ustinov war. Er war an dieser Schlüsselstelle also der Zeitzeuge und konnte dieses einzigartige Ereignis beglaubigen. Und was macht dieser Mann? Er geht nicht wie bei Spiegel-TV mit der Kamera hin und sucht eine Blutlache, sondern er bleibt in der Diktion eines literarisch sprechenden Menschen. Meine halbe Bewunderung für das Gesamtwerk von Peter Ustinov geht in diesen Satz: „Die Vögel sind noch in den Bäumen.“ In diesem Augenblick die Contenance, die Selbstbeherrschung zu haben, nicht dem Augenschein zu vertrauen, sondern der Vermittlung von Erfahrung in der minutiösen Rekapitulation einer Situation, die sich ins Dramatische verändert hat, auf ihrer Schauseite aber fast dieselbe geblieben ist, das zeigt Größe. Das zeigt auch die Größe eines moralischen Reflexes in diesem Augenblick. Das ist tatsächlich etwas, wie ich finde, sehr Besonderes. In diesem Augenblick wird das Verhalten von Peter Ustinov geradezu zu einem Impuls, zu einer veränderten Praxis. Etwas, das wir selbst auch als Richtbild annehmen könnten, weil sich in solchen Fällen gewissermaßen die Passepartouts für ein mögliches Verhalten abbilden. Dieser Größe wäre im persönlichen Verhalten nachzueifern – besonders in Situationen, in denen etwas unserem Empfinden widerspricht. Denn in der Feststellung dessen, was nicht sein soll, begründet sich unser Handlungsimpuls.

Nehmen Sie folgendes Beispiel: Der grandiose Erzähler Giacomo Casanova, der zu Unrecht dafür bekannt ist, dass er Frauen verführt hat. Die Casanova-Forschung hat herausgefunden, dass er in vierzig Jahren nur 120 Frauen verführt hat. In diese Zahl sind auch Prostituierte eingeschlossen. Also drei Frauen pro Jahr, ungefähr. Das ist nichts, wofür man heute jemanden als Casanova bezeichnen würde. Das ist also gewiss nicht das, wofür er berühmt sein sollte. Er ist ein grandioser Erzähler. Er hatte die Fähigkeit, Frauen schön zu sehen. Er hat Frauen schön gesehen, die ihn betrogen haben, und er schrieb die Begegnung mit diesen Frauen noch einmal so auf, als sei alles reines Versprechen und würde sich irgendwann im Elysium aufheben. Diese Fähigkeit, Frauen und die Situation der Verführung schön zu sehen, ist etwas, das ihn bedeutend macht. Dieser Mann sitzt eines Tages in einer Kutsche. Ihm gegenüber sitzt eine Frau, die einen Säugling an die Brust führt, ein paar Muttermilchtropfen werden verspritzt. Casanova schreibt: „Darauf sprang ich hinzu und leckte die Tropfen ab. Wir lachten über das heitere Schauspiel der Natur.“ Man denkt sich, dieser Mann hätte in Amerika ein Schild im Vorgarten: „Dies ist ein notorischer Brustablecker bei Frauen.“ Das heißt, wenn das die moralische Konvention ist, die damals im 18. Jahrhundert erlaubt war, dann ist es zumindest eine sehr viel libertärer als unsere. Und weiter heißt es bei Casanova: „Und dann hieb ich meine Zähne hinein. Damals hatte ich noch Zähne.“ Das bedeutet, die Form der Empathie richtet sich in diesem Augenblick, im Stile der Selbstironisierung, gegen die eigene Person. Und dieser Mann beschreibt eines Tages, wie ein Bettler vor der Pariser Oper einen Baron de Maison Rouge am Rockzipfel fasst. Sie wissen, dass man damals in der Oper zwischen den Akten und manchmal auch während der Vorstellung mächtig aß. Dieser Baron geht zu seiner Kutsche und

wirft sich, vollgefressen wie er ist, hinein. Er hält sich seinen Bauch, hat halbgeschlossene Augen und kann sich nicht mehr lassen, so vollgefressen ist er. Der Bettler rennt neben der Kutsche her und sagt: „Sire, helfen Sie mir. Ich verhungere.“ Daraufhin öffnet der Baron seine Augen zu Schlitzeln und sagt: „Da hast du aber Glück, Freundchen.“ Casanova erzählt diese Geschichte als einen Witz. Man erstarrt, wenn man das liest, weil man sich so schnell nicht einverstanden mit dieser Situation erklärt und weil das Aufheben dessen, womit wir uns nicht einverstanden erklären, so notwendig für das ist, was uns als gesellschaftliche Individuen bezeichnet. Unser Engagement existiert auch als ein Verhalten zu dem, was uns unerträglich scheint, als Kritik dieser Situation, als Kritik dieses Mannes, als Abspaltung aus einer Welt, die das honorig findet oder komisch oder routiniert oder selbstverständlich. Das heißt, dass sich unsere Mangelercheinungen und Mangelerfahrungen, das, was uns fehlt – ich gucke in diesen Saal und kann sehen, wie sich auf den Gesichtern eine bestimmte Erfahrung des Mangels widerspiegelt, sei es Kritik oder Empörung, Bitterkeit, Drogenabusus, Psychopharmaka, kosmetische Chirurgie, alle diese verschiedenen Formen, mit denen wir auf bestimmte Symptome des Mangels reagieren – in einem Impuls des kritischen Einspruchs, des Protestes, des Widerstands, des nicht Einverständenseins, der Verweigerung niederschlägt. Es gibt, um ihn noch einmal zu zitieren, einen Satz von Friedrich Hebbel in seinem Tagebuch, wo er an einer Stelle einen merkwürdig und zunächst mal transzendent wirkenden Satz schreibt: „Der Finger, der schmerzt, individualisiert sich.“ So weit, so gut. Verstehe: Ein Finger wird erst in dem Augenblick für uns bewusst, wo er schmerzt. Gott sei Dank merken die meisten von uns ihre Finger nicht. Das liegt einfach daran, dass sie nicht schmerzen. Dann schließt er an: „Könnten wir nicht in diesem Sinne die Schmerzen Gottes sein?“ Das ist ein abgründiger Gedanke, denn er heißt, wenn es etwas Überlegenes, Großes, Ganzes, Chaotisches, Bei-sich-Seiendes gibt, dann wären wir alle Individuen, die durch eine spezifische Form Leid empfinden. Jede und jeder Einzelne von uns wäre auf eine sehr individuelle Form ein Kontingent von Leiden, von einer bestimmten Art, Lieblosigkeit zu empfinden, bitter geworden zu sein, vereinsamt zu sein, innerlich verwüstet zu sein, was auch immer. Diese unterschiedlichen Formen der Vereinzelung machen die Anstrengung, Brücken zu schlagen, Einsamkeit zu überbrücken, so zwingend. Weil diese Brücken nur beschritten werden können, wenn wir mit diesen verschiedenen Formen des Hinüberreichens der Kommunikation präzise sind. Weil das so ist, sind alle Kulturanstrengungen auch Anstrengungen, die unseren Mangel bearbeiten, die eine Antwort sind auf das, was schmerzt. Wenn man diesen Gedanken weiterdenkt, dann wäre es so, dass all unser Kritisieren sich in einer veränderten Form der Praxis, in einer veränderten Form, uns zur Welt zu verhalten, niederschlagen kann. Genau in dieser Form bildet sich Engagement ab. Dann ist der Versuch, das Leiden irgendwo anders zu mildern, was im Kern fast eine Kommunikationsanstrengung ist, etwas, das Brücken schlägt, weil es die *Conditio humana*, also das was ist, was zwischen uns *Status quo* geworden ist, bearbeitet, im besten Falle verbessert.

Ich habe einmal einen Film über den Dalai Lama gedreht und im Norden Indiens bei einer Klosterweihe am Straßenrand oben im Gebirge gesessen. Es kamen Leute oben aus dem alten Ladakh, die zum Teil drei Wochen unterwegs waren, um zu dieser Klosterweihe zu kommen. Und ich saß da, und ich war nervös, weil ich der Einzige war, der gleich anderthalb Stunden seine Heiligkeit, den Dalai Lama, noch dazu in seinen Verhältnissen, in seinem Kloster begrüßen und interviewen durfte. Es kam ein alter Mann aus dem Ladakh zu mir und fragte, warum ich nervös aussehe, und ich antwortete ihm: „Ich werde gleich seine Heiligkeit treffen.“

Und dann sagte er mir auf eine ganz schlichte Weise: „Mach dir keine Sorgen. Seine Heiligkeit möchte immer, dass es einem nach der Begegnung mit ihm besser geht als vorher.“ Genau so habe ich das Gespräch dann auch empfunden. Daraus lässt sich ein einfaches Lebensprinzip gewinnen, das Sie jeder Bäckerin oder jeder Krankenschwester gegenüber zeigen können. Sie können den Versuch machen, das Allgemeingefühl durch eine bestimmte Form des eigenen Verhaltens anzuheben. Ich habe dem Dalai Lama eine Reihe von sehr schwer verständlichen Fragen gestellt, das ging los bei, ob er auch als Frau wiedergeboren werden könnte. Er lehnte das nicht ab. Oder, ob ihm nicht der Sex fehle? Und er antwortete, ja, er wüsste wirklich gerne, was das für eine Erfahrung ist, von der so viel geredet wird. Oder, ob er schon mal einen Film mit Richard Gere gesehen hat? Und er meinte: Nein, aber man habe ihm auch gesagt, vom Mönchgesichtspunkt aus seien das keine wertvollen Filme. Das heißt, in diesem Augenblick ist der Versuch, das Empathische zu übertragen und zu einer Steigerung des Lebensgefühls anderer zu machen, ein Akt der Selbstlosigkeit, der wieder regelrecht auf einen selbst zurückweist. Es wird nötig sein, dem Ganzen auch eine gesellschaftliche Bedeutung zu geben und dieses Andere unter Umständen mit der Fähigkeit zur Courage zu verteidigen, der Fähigkeit, sich selber zu schaden, der Fähigkeit, gegen Mehrheiten zu stehen, der Fähigkeit, Demokratie nicht zu verstehen als die Herrschaft der Mehrheit, sondern als den Schutz der Minderheit unter dem Protektorat der Mehrheit, mit der Fähigkeit, Partei zu nehmen für Minderheiten dieser Art.

Ich habe vor vielen Jahren mal einen Vortrag zur Kritik des Fernsehens bei Bertelsmann gehalten. Und was ich unter anderem zu kritisieren hatte, war eben, dass das Fernsehen in so vielerlei Hinsicht Oberflächenarrangements vornimmt, dass es kein Medium ist, in dem sich die Gesellschaft in ihren disparaten Einheiten wiedererkennen und reflektieren kann. Was für unglaubliche Möglichkeiten hätte man im Fernsehen, wollten wir uns wirklich in ihm erkennen, wollten wir die verschiedenen disparaten Gruppen einer Gesellschaft in Kommunikation miteinander kommen lassen? Also das, was wir weitläufig dem Aufklärungsgedanken unterstellen können. Ich klagte darüber, dass das nicht sei. Danach gab es einen Empfang im Garten des damaligen Bertelsmann-Chefs. Er stand neben mir, und er legte die Krawatte ab. Alle anderen legten die Krawatte ab. So viel zur Courage. Es stand dort auch ein Medienmanager aus Amerika, den Middelhoff, einer der großen Masterminds und der Chef des Unternehmens, fragte: „Haben Sie seine Rede gehört? (Did you listen to his speech?)“ Und er sagte: „Sorry I missed it. What was it about? (Ich habe sie leider verpasst. Um was ging es?)“ Und daraufhin sagte Middelhoff: „Content. (Inhalt.)“ und der amerikanische Medienmanager wendete sich an mich und sagte: „And? Are you for or against?“ Verstehen Sie? Das war der *Status quo* der Unterhaltung für Massenmedien. Man fragt: Sind Sie für Inhalte? Dann gehören Sie zu denen, die uns noch Schwierigkeiten machen. Denn man muss doch wirklich begreifen, dass es nicht mehr um Inhalte geht. Haben Sie nicht endlich begriffen, dass das alles Schaufensterdekorationen sind, die wir ausbreiten, und dass wir eigentlich nur noch bei Nationalsozialismus, Kinderpornografie und Antisemitismus pingelig werden. Das sind die letzten drei Rückzugsgebiete, auf denen wir noch moralisch empfinden und uns empören. Da geht es dann plötzlich um Inhalte, das ist ein sehr spezialisierter Blick auf das, was gesellschaftlich notwendig und verbesserbar wäre. Ich erinnerte mich im selben Augenblick an eine Geschichte, die mir ein großer alter deutscher Verleger, der inzwischen gestorben ist, erzählt hat. Er war ein Kind, als er im Konzentrationslager erlebte, wie die Befreiung stattfand. Er wird aus diesem Lager herausgeführt. Der Junge ist klein, acht, neun Jahre. Es geht

ein älterer Häftling neben ihm. Das Tor geht auf, und sie sehen eine Delegation des Ortes mit einem Musikzug entgegenkommen. Es sind ein paar Honoratioren des Ortes da. Sie kommen auf diese Häftlinge zu, und der alte Häftling wendet sich zu dem Jungen und sagt ganz tonlos: „Ach, jetzt kommt das.“ Und in diesem einen Stoßseufzer war all das enthalten, nämlich unsere Geschichte unverbindlich zu erinnern. Unsere Rituale des Gedenkens sind woges Erinnern und präzises Vergessen. In dem Augenblick, wo Erinnerung verbindlich hergestellt werden soll, in dem Augenblick, wo die Erfahrungssituation von Häftlingen und Opfern tatsächlich wie etwas Eigenes behandelt werden soll, in dem Augenblick, wo wir nicht mehr mit einer entfremdeten, arbeitsteiligen Innerlichkeit eine Sensibilität für Bücher haben und eine für Guantanamo-Häftlinge und eine für KZ-Überlebende und das alles nebeneinander behandeln, als gäbe es keine Menschen in diesen verschiedenen Gebäuden, müssen wir die Flure dazwischen begehbar machen.

Peter Weiss' Stück „Die Ermittlung“ basiert auf Protokollen der Nürnberger Prozesse. Da gibt es ein Verhör des sogenannten Bunker-Jakob. Bunker-Jakob ist ein Funktionshäftling, dessen Aufgabe es war, die Juden an die Rampe zu führen und letztlich zu ihrem Tod beizutragen. Dieser Bunker-Jakob wird gefragt: „Warum haben Sie diese Tätigkeit niemals infrage gestellt?“ Und der Bunker-Jakob erwidert: „Es war nicht meine Aufgabe, das infrage zu stellen.“ Das ist der Inbegriff von Entfremdung. Es ist die arbeitsteilige Innerlichkeit eines Menschen, der auf der einen Seite Beethoven-Sinfonien lieben kann und auf der anderen Seite sagt: „Die Legitimität meines eigenen Handelns ist nicht mehr etwas, wofür ich verantwortlich bin.“ Man kann sagen, hier ist er nicht mehr das Subjekt seines Selbst. Er bestimmt nicht mehr über sich, sondern er lässt zu, dass er auf diese entfremdete Form von anderen gesagt bekommt, wie die Legitimität seines Handelns einzuschätzen sei. Wenn man das zur Maxime des eigenen Handelns macht, dann hat man die Verantwortung für seine eigene Subjektivität bereits delegiert, man hat sie bereits abgegeben. Deshalb kann man aus einem solchen Moment, auch wenn wir alle in diesem Moment glücklicherweise nicht in dieser Situation sind, ablesen, dass es notwendig ist, dass wir soweit Individuen sind, dass wir uns begründen können, in dem was wir tun. Wir müssen die Rechtfertigung unseres eigenen Arbeitens, Redens und Schweigens selbst übernehmen. So wird unser Reden gegen etwas, unser Reden für etwas, unser Kräftegenerieren, auch unser Schweigen zu einem Handeln eigener Art.

Es hat mir einmal ein Journalist aus Vietnam, der in einem Gefängnis im Irak während des Irak-Krieges gewesen ist, erzählt, dass Saddam Husseins Leute die Häftlinge neben einem Hühnerhof gefoltert hätten. Sie haben so lange gefoltert, bis der Hahn schrie. Wenn die Schreie der Gefolterten den Hahn zum Schreien brachten, hörten sie auf. Wenn der Hahn nicht schrie, dann folterten sie bis zum Tode. Und manchmal habe ich gedacht, wir haben etwas von diesem Hahn. Wir sind so willkürlich in der Art, wie wir Engagement aufwenden und aussetzen, wie wir unsere Empathie auf Leute, die in diesem Augenblick immer noch nach zehn Jahren gefoltert werden in Guantanamo, aussetzen. Wie wir unsere ganze Guido Knoppsche Sensibilität auf die Bearbeitung von Vergangenheit richten, aber bestehenden Lagern gegenüber mit merkwürdiger Indifferenz reagieren. Wir lassen es einfach geschehen, lassen uns zu keiner vehementen Handlung dagegen hinreißen. Das heißt, in diesem Augenblick wäre das, was uns abzuverlangen wäre, eine kontinuierliche Persönlichkeit zu sein, eine, die gewisse Phasen unserer Vergangenheit mit derselben Intensität betrachtet und ihre Maximen

für die Gegenwartspraxis aus ihr ableitet. Das wäre tatsächlich in diesem kritischen, widerstreitenden Sinne etwas, das man Engagement nennen würde. Dieses Engagement bringt die gesamte Subjektivität hinter die Handlung. Diese Handlung wird eine sein, die sich selber verantworten kann und abgeleitet ist von einem Individuum, das sich selber als mündig anerkennt. Mündigkeit ist eine Emanzipation vom infantilen Bann. Mündigkeit ist etwas, das sich aus der Handlung dessen, was bloß das Objekt der Verhandlung ist und immer noch *Ich* sagen möchte, widerspricht. Mündigkeit ist die Antwort auf den Satz von Adorno: „Bei manchen Menschen ist es schon eine Unverschämtheit, wenn sie *Ich* sagen.“ Das heißt, der Versuch, diesem *Ich* etwas zu geben, das nicht allein unverbindlich ist, sondern das tatsächlich eine Relevanz hat, das tatsächlich etwas Unbequemes, Widerstreitendes, nicht Konformes bekommen kann, ist unter dem Begriff Engagement bzw. ds individuelles Engagement zu verstehen.

Ich möchte Ihnen einen Satz von Hannah Arendt vorlesen, die vieles von dem zusammenfasst, worum es hier gegangen ist. Sie sagt: „Es waren nie die Erniedrigten und Beleidigten selber, sondern diejenigen, die nicht erniedrigt und beleidigt waren, es aber nicht ertragen konnten, dass es andere waren, die die Revolution geführt haben, nur haben sie sich geniert, ihre moralischen Motive zu gestehen, und diese Scham ist alt.“ Das heißt, wir haben diese Scham, moralisch zu reagieren, in dem Augenblick, wo wir mit etwas kategorisch nicht einverstanden sind und dem ein entsprechendes Sprachrohr geben, wo wir in einem sehr antiken Sinne *Zoon politikon* sind, als die Individuen, die die Verantwortung für das Gemeinwesen gemeinschaftlich tragen. So pathetisch das alles ist, so wenig man diesem Pathos entkommen kann, so notwendig ist es, weil es bestimmte gesellschaftliche Tugenden gibt, die wie Anästhesien wirken können. Wie chloroformiert wirken wir, wenn wir etwas wie die Toleranz grundsätzlich zum höchsten Wert erheben. Wenn Toleranz Indifferenz gegenüber Inhumanem und die Anerkennung dessen heißt, was irgendwie geschieht und das wir irgendwie dulden, dann ist es ein inhumaner Wert. Toleranz dem Nationalsozialismus gegenüber ist inhuman. Es gibt keine Form der Beschönigung dabei. Es wird selbst ein notwendiger gesellschaftlicher Wert wie Toleranz immer wieder darauf zu befragen sein, in welcher Hinsicht er Engagement verhindert. Und denken Sie, dass selbst Goethe irgendwann in den Eckermann-Gesprächen sagt, er verbitte sich den zweideutigen Titel ein ‚Freund des Bestehenden‘ zu sein. Wo sind diese Kräfte hin? Die Kräfte, die sagen, man ist mit bestimmten Dingen nicht einverstanden. Man gibt diesem Nichteinverstandensein eine Sprache. Wo ist dieses unmittelbare Agieren gegen gesellschaftliche Zwänge, die uns in so vielen Stellen der jüngeren Geschichte abnötigen würden aktiver zu sein? Vielleicht sind wir auf eine gewisse Weise diesen Anästhesien gefolgt, weil eine Rhetorik der Einschläferung uns dazu gebracht hat, uns ohnehin hilflos und wirkungslos zu verstehen. Wir haben nicht mal angefangen, unseren Konsum zu dirigieren, denn der offenbarte tatsächlich die moralische Entscheidung, die dahinter stehen sollte, bestimmte Dinge nicht zu konsumieren. Dazu gehören nicht nur die, für die Daniela Katzenberger Werbung macht, sondern grundsätzlich Dinge, deren inhumane Entstehungsform wir erkennen können und wo wir tatsächlich die Hoheit haben und wo wir die Möglichkeiten hätten, zumindest in jenen eingeschränkten Formen, in denen das denkbar ist, tätig zu werden.

Mit nur zwei Dingen will ich enden. Es waren immer die Botschaften, immer die Maximen, von denen man sich am schnellsten getrennt hat. Es gibt eine große Verlegenheit in der Kunst vor dem, was zeigend war. Die Ethnologie sagt: Zeigebewegungen sind zu kurz geratene Greif-

bewegungen. Es gab immer in Texten etwas, das nichts war als Text, das nichts sein wollte als Gestalt, als Form, als Bild, als Klang. Die erste große Kunstballade, die im 18. Jahrhundert in Deutschland geschrieben wurde, hat eigentlich ein Aufklärer namens Gottfried August Bürger verfasst. Es war die „Lenore“. Die Lenore ist eine dreiunddreißigstrophige Kunstballade, die das Hadern einer jungen Frau mit dem Tod ihres im Krieg zurückgebliebenen Verlobten beschreibt. Sie hadert, und die Mutter eilt herzu und sagt: „Du darfst dich nicht gegen Gott verstoßen, indem du derartig gegen ihn auftrittst.“ Und die Tochter erwidert: „Oh Mutter! Mutter! hin ist hin! Verloren ist verloren! Der Tod, der Tod ist mein Gewinn! O wär ich nie geboren! Lisch aus, mein Licht! auf ewig aus! Stirb hin! stirb hin! in Nacht und Graus! Ohn ihn mag ich auf Erden, mag dort nicht selig werden.“ Und dann heißt es bei Bürger:

So wütete Verzweiflung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern,
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.
[...]

Und außen, horch, ging trap trap trap,
Als wie von Rosses Hufen,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen.
Und horch! und horch! den Pfortenring,
Ganz lose, leise klingeling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

„Holla! Holla! Tu auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weintest oder lachst du?“ –
„Ach, Wilhelm! Du? So spät bei Nacht?
Geweinet hab ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du her geritten?“ –

„Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen;
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen.“ –
„Ach, Wilhelm, ‚rein, herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind:

Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwärmen!“ –

„Ach, wolltest hundert Meilen noch
Mich heut in Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen“ –
„Herzliebchen! Komm! Der Mond scheint hell;
Wir und die Toten reiten schnell;
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut ins Hochzeitsbette.“ –

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Ross behende
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;
Und als sie saßen, hopp hopp hopp
Gings fort im sausen Galopp,
Dass Ross und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne! –
Graut Liebchen auch? ...Der Mond scheint hell!
„Hurra! Die Toten reiten schnell! –
Graut Liebchen auch vor Toten? „–
„O weh! Lass ruhn die Toten!“

Warum ich Ihnen das vorführe? Weil etwas Einzigartiges passiert. Ein Aufklärer, ein Mann, der bis dahin alles auf Rationalität reduziert hat, fängt plötzlich an, die Fantasie des Volkes, den Aberglauben, das böse Wiederkehren von verdrängten Inhalten, die Gerippe, die auf einem Pferd durch die Nacht reiten, mit einer ungemainen Beschleunigung so darzustellen, dass der Text von sich selber mitgerissen ist. Bürger schrieb an dieser Ballade ein halbes Jahr lang. Er konnte nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr daran schreiben, weil es ihn selbst so gruselte. Nach diesem halben Jahr hat er sich auf ein Pferd gesetzt und ist zu seinen Freunden vom Göttinger Hain, das war ein Dichterbund, geritten und hat ihnen den Text vorgetragen. Alle deutschen Kunstballaden kommen nach dieser Ballade. „Der Erbkönig“, was immer Sie wollen, alle Goetheschen und Schillerschen Balladen kommen nach diesem Text. Was ist besonders? Er schreibt diesen Text mit einer ungeheuren Präzision. Hören Sie nochmal diese Zeile: „Und horch! Es brummt die Glocke noch, die elf schon angeschlagen.“ Das heißt, er hört den Klang dieser Glocke im Augenblick, wo er nicht den Klang isoliert, sondern den Nachhall. Dann geht es durch die Nacht an der Seite dieses Reiters, und dann heißt es gegen Ende des Gedichts:

Und als sie saßen, hopp hopp hopp!
Gings fort im sausenden Galopp,
Dass Ross und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben. [...]

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne! –
„Graut Liebchen auch vor Toten?“

Rasch auf ein eisern Gittertor
Gings mit verhängtem Zügel;
Mit schwanker Gert ein Schlag davor
Zersprengte Schloss und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blinkten Leichensteine
Ringsum im Mondenscheine.
[...]

Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! Wars unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft;
Lenorens Herz mit Beben
Hing zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz
Rund um herum im Kreise
Die Geister einen Kettentanz
Und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! Wenns Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!“

Das ist der törichste Schluss, den Sie sich vorstellen können, für diese grandiose Ballade, die, mitgerissen von sich selbst, immer dann groß ist, wenn sie keine Botschaft hat, wenn sie nichts sagen will als, hier reitet jemand durch die Nacht im vollen Bewusstsein des Aberglaubens, des Gespensterglaubens, den man so lange durch die Aufklärung bekämpft hatte. In dem Augenblick, wo ich eine Legitimation brauche, dieses Gedicht geschrieben zu haben, komme ich zum dümmsten Leitsatz, den man sich vorstellen kann: „Geduld! Geduld! Wenns Herz auch bricht! Mit Gott im Himmel hadre nicht! Des Leibes bist du ledig; Gott sei der Seele gnädig!“ Das ist einigermaßen geistig unbeschenkt, und daran sieht man, dass die größte Verlegenheit vor dem war, was die ästhetische Gestalt in eine Handlungsmaxime, also in ein Engagement übersetzt hat. Diese tiefe Verlegenheit vor der Botschaft, vor der Handlungsmaxime ist es, die dieses Gedicht am Ende doch noch scheitern lässt, aber nur in diesem Schlussegment. Nehmen Sie jetzt noch Fritz Langs Film „M – Eine Stadt sucht einen Mörder“, wo am Ende ein Verbrechertribunal unter Umgehung der Polizei gegen einen psychisch gestörten Kindermörder auftritt. Die amerikanischen Produzenten sagten: „Was ist das denn? Wo ist die Polizei? Die Polizei ist marginalisiert. Die Unterwelt sitzt zu Gericht über einen Psychopathen.“ Sie haben gesagt: „Diesen Film können wir so nicht ausstrahlen. Er muss eine Maxime haben.“ Wenn Sie den Film heute in der Originalfassung hören, dann werden Sie im Abspann hören, dass eine Frauenstimme sagt: „Und wir, liebe Eltern, passen immer gut auf, auf unsere Kinder.“ Die Botschaft, will ich damit sagen, ist häufig das am stärksten Kompostierte, das Altgewordene, das Unverbindliche an Texten. In dem, was die Texte an Erfahrungsvermittlung leisten, was ihre empathischen Prozesse angeht, in dem sind sie häufig am frischesten, am verbindlichsten für uns. Und am Ende macht diese Erfahrungsvermittlung die große Spanne begehbar, zwischen dem, was wir kritisieren in der Welt, womit wir nicht einverstanden sind, was unser tätiges Engagement weckt, und jenem transzendenten Satz von Immanuel Kant in dem Wort zum *Ewigen Frieden*, wo es heißt: „Beim Anblick der Unglücke, die den Menschen nicht alleine aus Naturursachen drücken, sondern die er sich selbst zufügt, erheitert sich doch das Gemüt bei der Vorstellung, es könne künftig besser werden und zwar mit uneigennützigem Wohlwollen, wenn wir selbst nicht mehr sind und die Früchte, die wir aussäen halfen, nicht einernten werden.“

Haben Sie vielen Dank.

Dresdner Reden 1992 – 2014

1992

Günter Gaus – Christoph Hein – Egon Bahr – Willy Brandt

1993

Hans-Dietrich Genscher – Friedrich Schorlemmer – Tschingis Aitmatow – Regine Hildebrandt

1994

Heiner Geißler – Konrad Weiß – Wolfgang Thierse – Christa Wolf

1995

Horst-Eberhard Richter – Alfred Hrdlicka – Kurt Biedenkopf – Walter Jens

1996

Hildegard Hamm-Brücher – Margarita Mathiopoulos – Dževad Karahasan – Fritz Beer

1997

Günter de Bruyn – Libuše Moníková – Günter Grass

1998

Jens Reich – Fritz Stern – Adolf Muschg – György Konrád

1999

Jutta Limbach – Brigitte Sauzay – Andrei Pleșu – Rolf Schneider

2000

Peter Sloterdijk – Wolfgang Leonhard – Wolf Lepenies

2001

Adolf Dresen – Rita Süßmuth – Daniel Libeskind – Volker Braun

2002

Bassam Tibi – Alice Schwarzer – Daniela Dahn – Egon Bahr

2003

Michael Naumann – Susan George – Wolfgang Ullmann

2004

Hans-Olaf Henkel – Joachim Gauck – Karl Schlögel

2005

Dieter Kronzucker – Klaus von Dohnanyi – Christian Meier – Helmut Schmidt

2006

Hans-Jochen Vogel – Heide Simonis – Margot Käßmann – Joschka Fischer

2007

Gesine Schwan – Valentin Falin – Gerhard Schröder – Oskar Negt

2008

Elke Heidenreich – Lothar de Maizière – Peter Stein – Julia Franck

2009

Fritz Pleitgen – Jörn Rügen – Jan Philipp Reemtsma – Meinhard von Gerkan

2010

Kathrin Schmidt – Dieter Wedel – Peter Kulka – Bernhard Müller

2011

Charlotte Knobloch – Rüdiger Safranski – Jonathan Meese – Dietrich H. Hoppenstedt

2012

Frank Richter – Gerhart Rudolf Baum – Andres Veiel – Ingo Schulze – Ines Geipel

2013

Stephen Greenblatt – Markus Beckedahl – Jürgen Rüttgers – Nike Wagner

2014

Prof. Dr. Heribert Prantl – Roger Willemsen – Jürgen Trittin – Sibylle Lewitscharoff

Spielzeit 2013/2014

Herausgegeben vom Staatsschauspiel Dresden → Intendant: Wilfried Schulz → Gestaltung: Andrea Dextor → Alle Rechte liegen bei den Rednern.



2.2014